Kassenschränke mit Stahlkammer-Einsätzen
Tresorbau Wilh. Ahlhaus
Bielefeld
Gegründet 1854.
Hof-Lieferant.
Kassenschränke
Tresorbau
Wilh. Ahlhaus
Bielefeld
Gegründet 1854.
Hof-Lieferant.
Kassenschränke
Tresorbau
Wilh. Ahlhaus
Bielefeld
Gegründet 1854.
Hof-Lieferant.
Kassenschränke mit Stahlkammer-Einsätzen
Tresorbau Wilh. Ahlhaus
Bielefeld
Gegründet 1854.
Hof-Lieferant.
Kassenschränke
Tresorbau
Wilh. Ahlhaus
Bielefeld
Gegründet 1854.
Hof-Lieferant.
Kassenschränke
Tresorbau
Wilh. Ahlhaus
Bielefeld
Gegründet 1854.
Hof-Lieferant.

Und in dem nämlichen Augenblick steht der Tod neben ihm und fragt ihn: „Hier bin ich, was willst du von mir?“ Und der Alte, schnell bekehrt: antwortet: „Weiter nichts, du solltest mir nur mein Bündel wieder aufheben und auf die Schultern legen.“ Ja, wenn es ernst wird mit dem Kommen des Todes, möchten wir wohl alle die Last des Lebens weiter tragen.

Mehr als eine Witwe habe ich am Sarge oder Grabe ihres Mannes unter Tränen sagen hören: „Ach, ich wünschte, sie begrüben mich gleich mit.“ Es war ihr in dem Augenblick auch gewiß bitter ernst. Ihr künftiges Leben lag vor ihr, wie ein hoher Berg, über den sie noch keinen Steg finden konnte. Dazu kam die Sehnsucht nach dem heimgegangenen Gatten, mit dem sie in Liebe und Friede gelebt. Es war aber nicht das rechte Heimweh. Es war ein Heimweh nach verlorenem, nicht aber nach dem im Himmel zu erwartenden Besitz.

Darf man nun aber daraus, daß wir, auch fromme Christen, so wenig fühlen von dem Heimweh nach dem Himmel, schließen, es fehle uns am rechten tiefen Glauben? O nein! Wir finden zwar in der hl. Schrift zwei Männer, die ein wahres Heimweh nach dem Himmel hatten, den greisen Simeon, der sagt: „Nun laß deinen Diener in Frieden fahren“, aber er fügt auch hinzu, „denn meine Augen haben dein Heil gesehen“, er hatte soeben auch das göttliche Kind in seine Arme geschlossen; und den hl. Paulus, der ausruft: „Ich wünsche aufgelöst zu werden, um bei Christus zu sein,“ aber er war auch in einer Entzückung bis in den dritten Himmel erhoben worden.

Gefühle werden durch die Sinne geweckt, uns ist aber der Himmel nur ein Gegenstand des Glaubens, und kein Auge hat es gesehen, kein Ohr gehört und in keines Menschen Herz ist es je gedrungen, was Gott denen bereitet, die ihn lieben. Da ist ein fühlbares Verlangen, ein Heimweh nach dem Himmel zu wecken, schwer.

Dazu kommt aber auch die natürliche Todesfurcht. Die große Mehrzahl der Menschen denkt mit Bangen und Zagen an das Sterben. Der Tod ist ein gefürchtetes Thema. Er hat ja auch so viel Schreckliches! Allein der Anblick eines Sterbenden, dieses Ringen mit dem Tod, dieses Verzerrtwerden der Züge, diese Atemnot. Und dann dieses Losgerissenwerden von allem, was man besessen, von allem, was man geliebt. Dann der enge Sarg, das dunkle Grab, der Gedanke an die Verwesung. Unter diesem dunklen Bahrtuche wird das Heimweh nach dem Himmel festgehalten. Vor dem Schauerlichen, was der Tod den Sinnen bietet, tritt das Gefühl des Heimwehs nach dem Himmel, das der Glaube weckt, zurück.

Drum war der Vorwurf, den ein befreundeter Arzt einem Geistlichen, dem er eröffnete, sein Tod sei nahe, und der nun darüber an zu jammern fing, die Bemerkung machte: „Nun hat er so oft von der Schönheit dem Himmels gepredigt, und nun will er selber nicht hinein“, nicht ganz berechtigt. Des Todes dunkle Pforte verschließt das hinter ihr liegende Himmelslicht. Der Gedanke an die Schrecken des Todes drängt für das Empfinden den Gedanken an des Himmels Freuden zurück. Und wenn dem göttlichen Heiland der Todeskelch so bitter geschienen, so ist es erklärlich, daß wir armen Menschen ihn nicht mit Freuden trinken.

Der Hagestolz.

22)

Erzählung von Adalbert Stifter.

Mehrere Tage danach, als er mit dem Oheime den seltsamen Auftritt gehabt hatte, ging er einmal in das Bohlenhaus hinab, um wie er es öfters getan hatte, seinen Körper in dem erquickenden Wasser zu waschen. Als er auf den letzten Stufen so laß und, um sich abzukühlen, vor sich hinschaute, bemerkte er in der Tiefe des Wassers, weil ein ganz besonders schöner Tag war, oder weil er jetzt überhaupt alles schärfer beobachtete, daß einer der Bohlenzähne des Tores, die in das Wasser hinabragen, kürzer sei, als die andern, und so eine Lücke bilde, durch die man vielleicht mittels Tauchen in den See hinaus gelangen könne. Er beschloß auf der Stelle den Versuch zu machen. Zu diesem Zwecke ging er in seine Stube und holte sich ein Schwimmkleid. Da er mit demselben zurückgekommen war, sich ausgekühlt und entkleidet hatte, ging er der größeren Tiefe des Wassers zu, legte den Körper längs der Fläche, tauchte vorsichtig, schwamm vorwärts, hob das Haupt und war außer den Bohlen. Selbst den Spitz, welchem er die Schnur abgenommen hatte, konnte er, weil er schlank war, zwischen den Bohlen zu sich hinausbringen. Nun schwamm er freudig in großen Kreisen aufwärts und abwärts des Bohlentores in dem tiefen See herum. Der Spitz neben ihm. Als seine Kraft gesättigt war, näherte er sich wieder der Bohlenlücke, tauchte und kam unter die Kahnpflöcke und unter das Bohlenhaus hinein. Er kleidete sich nach diesem Bade an und ging fort. Das tat er nun alle Tage. Wenn die größte Hitze sich milderte, ging er in das Schiffhaus, machte sich schwimmgerecht und schwamm, so lange es ihm gefiel, außer dem Bohlentore herum.

Es fiel ihm wohl in dieser Zeit ein, daß er seine Kleider nebst einem Vorrate von Brot durch die Bohlen hinausschaffen und sie an eine Schnur gebunden schwimmend hinter sich herziehen könnte, bis er das nächste hereinragende Ende der Anschlußmauer umschwommen hätte. Dort könnte er aussteigen, in einem Verstecke die Kleider trocknen und sie dann anziehen. Es würde doch möglich sein, wenn das Brot nur aushielte, eine Zeit zu erwarten, in der man ein auf dem See fischendes Schiffchen herzurufen könnte. Ja selbst das fiel ihm in Zeitpunkten der erregtesten Einbildungskraft ein, daß er mit einiger Anstrengung seiner Körperkräfte und mit Aufrufung seines Geistes von der Insel etwa bis an den Orlaberg hinüberschwimmen könnte, wo er sich dann durch Klettern und Wandern in die Hul hinüberfinden müßte. Es kam ihm die Ungeheuerlichkeit dieses Wagestückes nicht so ungeheuer vor, weil ja auch die Mönche einmal über den Orla in die Hul gestiegen sind und noch dazu im Winter; aber das bedachte er nicht, daß die Mönche Männer waren, die das Gebirge kannten, er aber ein Jüngling sei, der in diesen Dingen gar keine Erfahrung besitze. Aber wie lockend auch alle diese Vorspiegelungen sein mochten, so konnte er doch keiner derselben eine Folge geben, weil er dem Oheime versprochen hatte, bis zu dem notwendigen Tage dazubleiben — und dieses Versprechen wollte er halten. Darum kam er von dem Schwimmen immer wieder unter dem Bohlentore herein.

Außer dem Schwimmen brachte er die andere Zeit mit anderen Dingen hin. Er hatte jede und alle Stellen des eingeschlossenen Raumes schon besucht und kennen gelernt. Er wurde nun auf das Gehen und Kommen der Lichter auf den Bergen aufmerksam und erkannte nach und nach die Schauer der Farben, die über sie gingen, wenn gemach die Tageszeiten wechselten, oder wenn die Wolken schneller an der blanken Decke des Himmels hinliefen. Oder er horchte durch die toten Lüfte, wenn er so saß, wenn die Sonne am Mittage stand oder eben am Bergrande untergegangen war, ob er denn nicht das Gebetglöcklein der Hul hören könne — denn auf der Insel war wirklich weder der Schlag einer Turmuhr, noch der Klang einer Glocke zu vernehmen: — aber er hörte niemals etwas, denn die grüne dichte Baumwand des größeren Teiles der Insel war zwischen seinem Ohre und dem Klange, den er damals abends so schön an dem Felsenufer gehört hatte. — Es waren nach langen schwarzen dauernden Sternennächten — denn Viktor war zur Zeit des abnehmenden Mondes gekommen — endlich auch sehr schöne Mondnächte erschienen. Viktor öffnete da gerne seine Fenster und sah, da er von Menschen geschieden war, das zauberhafte Flimmern und Glitzern und Tämmern auf See und Felswänden und sah die schwarzen vom Lichte nicht getroffenen Blöcke mitten in dieser Flimrwelt wie Fremdlinge schweben.

Mit Christoph und der alten Magd, wenn sie ihm begegneten, redete er kein Wort, weil er es nicht für würdig hielt, da er schon mit dem Herrn nicht spreche, mit seinen Dienern Reden zu wechseln.

So ging die Zeit nach und nach dahin.

Eines Tages, als er gegen fünf Uhr über den Blumenplatz gegen das Bohlenhaus zuschritt, um zu schwimmen und wie gewöhnlich den armen Spitz an der Schnur hinter sich herzog, redete ihn der Oheim, der nach seiner Art auf einer Bank in der Sonne saß, an und sagte: „Du darfst den Hund nicht so an der Schnur führen, du kannst ihn schon frei mit dir gehen lassen, wenn du willst.“

Viktor warf seine Augen erstaunt gegen den Mann und sah wenigstens keine Unehrlichkeit in seinem Angesichte, wenn auch sonst nichts anderes.

Am folgenden Tage ließ er den Spitz des Nachmittags versuchsweise frei. Es geschah ihm nichts und er ließ ihn von nun an alle Tage frei mit sich gehen.

So verfloß wieder einige Zeit.

Ein anderes Mal, als Viktor eben schwamm und zufällig seine Augen emporrichtete, sah er den Oheim in einer Tür, die sich aus dem Dache des Bohlenhauses öffnete, stehen und auf ihn herunterschauen. In den Mienen des alten Mannes schien sich Anerkennung auszusprechen, wie der Jüngling so geschickt die Wasserfläche teilte und öfter mit freundlichen Augen auf den Hund sah, der neben ihm herschwamm. Auch die hohe Schönheit des Jünglings war eine sanfte Fürbitte für ihn, wie die Wasser so um die jugendlichen Glieder spielten und um den unschuldsvollen Körper flossen, auf den die Gewalt der Jahre wartete und die unenträtselbare Zukunft des Geschickes. — Ob sich auch etwas Verwandtschaftsneigung in dem alten Manne gegen das junge einzige Wesen regte, das ihm an Blut näher stand als alle übrigen auf der Erde — wer kann es wissen? Auch ob er heute das erste Mal oder schon öfter zugeschaut hatte, war ungewiß; denn Viktor hatte früher nie gegen das Bohlentor emporgeblickt; — aber am andern Tage um fünf Uhr nachmittags, als Viktor über den Gartenplatz ging, den Oheim an den Blumen, der einzigen lieblichen Beschäftigung, bei der er ihn je erblickt hatte, herumarbeiten sah und ohne ihn anzureden vorüber gegangen war, fand er zu seiner größten Ueberraschung, da er in das Schiffhaus gekommen war, eine der Bohlentüren offen stehen. Er war geneigt, dieses Ereignis einem ihm unbekannten Umstande zuzuschreiben; allein am nächsten Tage und alle folgenden [illegible] stand um fünf Uhr das Bohlentor offen, während es den ganzen übrigen Teil des Tages immer gesperrt war.

Viktor wurde durch diese Sachen aufmerksam und erkannte leicht, daß er von dem Oheime beobachtet werde.

Als er, weil die Zeit gar so todlangsam hinging, wieder einmal, was er seit seiner Gefangenschaft aus Stolz nie getan hatte, sehnsüchtig an dem eisernen Gitter der Einschlußmauer stand und sein Angesicht zwischen zwei Stäbe legte um hinauszuschauen, hörte er plötzlich in dem Eisen ein Rasseln; eine Kette, die er schon öfter an den Stäben bemerkt hatte, wie sie emporging und sich in die Mauer verlor, bewegte sich und in dem Augenblick fühlte er an dem sanften Nachgeben der Stäbe auswärts, daß das Gitter offen sei und ihn hinauslasse. Er ging hinaus und ging in einigen Feilen der Insel herum. Er hätte jetzt die Gelegenheit zur Flucht benützen können, aber weil ihn der Oheim freiwillig hinausgelassen hatte, benutzte er sie nicht und begab sich wieder freiwillig in sein Gefängnis. Bei seiner Annäherung an das Gitter war dasselbe zu, öffnete sich aber als er herantrat und ließ ihn herein, sich hinter ihm wieder schließend.

Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei in Neuß.

Nr. 49. Sonntag, 6. Dezember. 1925

Kirchlicher Wochenkalender.

Sonntag, den 6. Dezember: Nikolaus.
Montag, den 7. Dezember: Ambrosius.
Dienstag, den 8. Dezember: **Maria Empfängnis.**
Mittwoch, den 9. Dezember: Eucharius.
Donnerstag, den 10. Dezember: Melchiades.
Freitag, den 11. Dezember: Damasus.
Samstag, den 12. Dezember: Marentius.

Sonntagslesung.

„Bist du es, der da kommen soll, oder sollen wir auf einen andern warten?“ In diesen Worten liegt der Charakter jener Zeit ausgesprochen: es war die Zeit der Erwartung. Bei dem großen Elende, das auf der sündigen, fluchbeladenen Welt lag, konnte es nicht anders sein, als daß ein Sehnen nach Erlösung in der Menschheit erwachte, daß ein Hilferufen aus der Tiefe immer lauter zum Himmel stieg. Haben wir denn in unserer so schrecklich traurigen Zeit nicht auch Grund, sehnsüchtig des Erlösers zu harren? Haben wir nicht Grund zu beten: „Komm, du Friedenskönig, und leite die Herzen der Starken zur Gerechtigkeit und Liebe! Komm, heilige die Familie, laß Mann und Frau in Liebe miteinander verbunden bleiben, die Kinder den Gehorsam üben, bei den Dienstboten Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit herrschen! Komm und nimm den Menschen die Verkehrtheit des Willens, den Stolz und die Habgier! Die Leiden drücken uns schwer, wir bedürfen der Kraft und des Trostes, der Geduld und des Vertrauens, der Demut und Ergebung. Komm, damit wir nicht erliegen auf dem Leidenswege, sondern Verdienst schöpfen aus dem uns auferlegten Kreuze! Die Mahnung des Engels an Elias soll auch unsere Herzensstimmung im Advent sein: „Hebe deine Augen auf zu den Bergen, von welchen dir Hilfe kommt, denn der dich behütet, schläft nicht!“

Heiligung der täglichen Werke.

IV.

Der Verein der heiligen Familie.

Am folgenden Tage war es draußen unfreundliches Wetter, in dichten Flocken fiel der Schnee und der Abend brach noch früher herein, als man sonst es um diese Zeit schon an und für sich gewohnt ist. Als die Lampe angezündet war und im Ofen ein lustiges Feuer brannte, bat die Frau Notar den Herrn Pastor von Wissensheim, doch nicht bis nach dem Essen die Unterhaltung über die christliche Familie zu verschieben, so sehr war sie im Laufe der Zeit für die Sache interessiert worden, sondern gleich den Faden der gestrigen Erklärung wieder aufzunehmen.

Sogleich nahm der Herr Pastor das Wort und sprach: „Die stille Häuslichkeit, in der uns die hl. Familie von Nazareth ein Vorbild sein soll, hebt nicht blos die Gefahren mancher Sünden auf, die so leicht und so viel das häusliche Glück zerstören, sondern sie ist auch in sich selbst eine reiche Segensquelle für die christliche Familie.“

„Das ist ja wieder ein ganz neuer Gesichtspunkt, Herr Pastor, ich bin ganz Aug' und Ohr.“ „Zunächst fließt aus der stillen Häuslichkeit für die Familie Freude und Zufriedenheit. Daß alle Menschen nach Freude streben, braucht man gewiß in dieser vergnügungssüchtigen Zeit Niemanden zu beweisen. Aber trotzdem, daß zu Lust und Vergnügen draußen Gelegenheit geboten ist, wie wohl früher niemals in der Welt, gibt es doch so Viele, die ohne Freude, die öde, finster und traurig sind. Und zwar um so öder und leerer werden, je mehr und je öfter sie an dem Becher irdischer Lust getrunken. Oder wann kamen mehr Selbstmorde vor, für die wir in sehr vielen Fällen keine andere Ursachen wissen, als Uebersättigung an irdischen Genüssen?“

„Das ist nur zu wahr, Herr Pastor, aber woraus wollen sie diese unangenehme Erscheinung erklären?“

„Ei, man hat eben das Wort des Weltapostels vergessen, der sagt: Freuet euch, aber freuet euch im Herrn. Man will es eben nicht mehr glauben, und doch ist es wahr, daß reine Freude nur aus der Stille hervorquillt. Man sucht die Freude nur im Strudel des Lebens, im bunten Durcheinander der äußeren Welt, in den geräuschvollen Marktleben des großen Verkehrs.“

„Und darin glauben Sie, Herr Pastor, wäre sie nicht zu finden, das wird aber schwer halten, die meisten Menschen davon zu überzeugen.“

„Das weiß ich wohl, sie sind eben blind und doch sollte die Erfahrung sie eines Besseren belehren; der hl. Basilius, ein ausgezeichneter Kenner des menschlichen Herzens hat den schönen Ausspruch getan: „Die Einsamkeit ist das Paradies der Freude.“ Und wirklich, findet man nicht die glücklichsten Menschen in der Stille und Verborgenheit, in Klöstern, wo gute Zucht herrscht und in stillen Familien, wo eine beglückende Häuslichkeit wohnt. Sagt denn nicht die Welt selber, von einer Familie, die der Welt und ihrer Freuden nicht bedarf, sondern still für sich lebt, das sei eine glückliche Familie? Und es ist auch ganz natürlich daß eine solche Familie glücklich ist.“

„Und worin liegt dafür der tiefere Grund, Herr Pastor?“

„In einer solchen Familie sind die Glieder durch das Band inniger Liebe mit einander vereinigt; man hat gegenseitig herzliche Teilnahme für einander in den Beschwerden und Leiden des Lebens. Einer trägt des Andern Last und man sucht sich gegenseitig Freude und Glück zu bereiten. Man vergißt im Kreise der Seinigen alle Unannehmlichkeiten, die man draußen erfahren und entfernt alle Bitterkeit wieder aus dem Herzen, die so oft im Verkehr mit selbstsüchtigen Menschen in dasselbe einkehren will. Der Mann atmet wieder auf von der Last des Berufes, die mit schwerem Gewichte auf seine Schultern drückt. — Vor Kurzem kam ich aus der Schule um die Mittagszeit, da begegnete ich einem Manne, der gerade von der Arbeit heimkehrte. Er war nur noch einige Schritte vor seinem Hause, da kommt ihm sein vierjähriges Kind, ein netter pausbackiger Junge entgegengelaufen. Mir hat das Herz im Leibe gelacht, als ich sah, wie ein Strahl einer nicht zu beschreibenden Freude das blasse im Augenblick vorher noch so ernste Gesicht des armen Mannes überflog, wie er den Jungen herzte und liebkoste und ihn jubelnd auf seine müden Arme nahm. Ich dachte bei mir, käme jetzt einer von den viel beneideten Reichen, und böte dem armen Manne 5000 Mark, er kriegte den Jungen nicht. Ja wohl, dachte ich mir, du armer Mann, du hast sicher eine gute Frau und in der häuslichen Stille deiner braven Familie winkt dir eine reinere und beglückendere Freude, als wenn du beim Spiel und Trank in Gesellschaft leichtsinniger Kameraden wärest. Und bist du auch arm, glücklich bist du doch, denn die stille Häuslichkeit, eine brave Frau und wohlerzogene, gute Kinder machen dich überreich.“

„Und was Sie, Herr Pastor, da vom Manne behaupten“ erwiderte die Frau mit einem vielsagenden Blick auf den Notar, „das läßt sich auch von der Frau sagen, die überglücklich ist, wenn sie den Mann im Hause zufrieden weiß.“

„Noch mehr muß ich sagen: In der stillen Häuslichkeit gedeiht auch am besten das christliche Tugendleben der Familie.

Warum wohl pflanzt man schöne Blumen nicht an die Landstraßen, wo sie doch mehr bewundert werden könnten? Dort würde der Staub ihre Farbenpracht verdunkeln, oder der Fuß des Wanderes sie zertreten, oder die mutwillige Jugend könnte sie zu Grunde richten. Im geschlossenen Garein ist die Blume mehr gesichert, dort kann sie ungefährdet ihre Pracht entfalten. So ist es ähnlich auch mit der Tugend. Wo die Familie ihre stille Häuslichkeit verloren hat und die Mutter dorthin, die Söhne an diese, die Töchter an jene Stelle hineilen, um ihre Erholung und Freude zu genießen, da wird man vergeblich eine gediegene Tugend suchen, ja ein eigentliches Tugendleben ist ganz unmöglich. Denn bald schwindet im Taumel der Genüsse und im Leichtsinn des Lebens jeder ernste Sinn, schwindet jedes höhere, ideale Streben, schwindet selbst die Ahnung, was wahre, echte Tugend ist, da kennt und übt man kein rechtes Gebet mehr und wo man nicht betet, kann man nicht recht leben, kann es keine gründliche Tugend geben. Aeußerer Schein, dünner, nach Außen glänzender Firniß, gilt in einer solchen Familie vielfach als Tugend. Mit einem feinen, glatten Wesen ist man zufrieden; von innerer tugendhafter, selbstloser, aufrichtiger Gesinnung kann nicht die Rede sein. Die wahre Tugend will in der Stille gedeihen. Und darin ist allen christlichen Familien die hl. Familie von Nazareth ein leuchtendes Vorbild. Darum lebte der göttliche Heiland bis zum dreißigsten Jahre in der stillen, heiligen Familie von Nazareth und widmete nur drei Jahre seiner öffentlichen Wirksamkeit. Er hatte nicht notwendig, sich durch langes Ringen und Streben nach Tugend und Wissenschaft auf sein Amt vorzubereiten. Wenn er dennoch so lange verborgen in der Familie lebte, so scheint er uns dadurch besonders auf die Liebe zur Einsamkeit und auf die überaus hohe Bedeutung eines stillen und frommen Familienlebens aufmerksam machen zu wollen."

„Nicht wahr, lieber Mann, unterbrach die Frau Notar und gab diesem die Hand, „wir beide sehen es bei den klaren Belehrungen Deines guten Bruders ein, auch wir wollen die stille Häuslichkeit lieben und pflegen, damit auch zur Freude des Herrn Pastor in unserer Familie die christliche Tugend blühe."

„Und noch eins habe ich Euch, Ihr lieben Verwandten zu sagen. In der stillen Häuslichkeit allein gedeiht die gute Erziehung der Kinder. Sollen die Kinder gut werden, so ist auf Seiten der Eltern notwendig zuerst ein wachsames Auge; sie müssen Acht haben auf die Neigungen, die Fehler, den Umgang, die Gefahren der Kinder. Es ist ferner notwendig ein lehrender und mahnender Mund, die Eltern müssen die Kinder religiös belehren, sie zum Guten aufmuntern, vom Bösen abhalten. Es ist notwendig eine strafende Hand, die sich nicht scheut, wenn es nötig ist, die Zuchtrute zu gebrauchen. Es ist notwendig ein hellleuchtendes Tugendbeispiel, das für die Kinder ein Wegweiser zum Himmel wird. Fehlt das gute Beispiel, so ist alles Andere fast umsonst. Es ist notwendig, ein betendes Herz; die Eltern müssen sich bemühen, durch gutes und fleißiges Gebet den Segen des Himmels auf sich und die Kinder herabzuziehen.

Das Alles aber wird sich gewöhnlich nur in einer Familie finden, die viel auf ein stilles häusliches Leben hält. Wo dagegen in einer Familie alle Mitglieder nur die Zerstreuungen der Welt suchen, da kann von Wachsamkeit, wirksamen Mahnungen, Zucht, Gebetseifer, Tugendbeispiel, Selbstüberwindung, ernstem Sinn für die Treue im Berufe keine Rede sein. Ich meine, das bedürfte für ruhig denkende Menschen keines Beweises mehr.

Und um noch etwas Anderes kurz zu erwähnen, aus dem stillen häuslichen Leben wächst auch der irdische Wohlstand der Familie hervor. Das zerstreute Leben in der Welt kostet viel Geld, kostet viel Zeit, kostet oft einen Teil der Gesundheit. Wie viele Familien hat der immerwährende Wirtshausbesuch des Mannes, die Putz- und Vergnügungssucht der Frauen bettelarm gemacht? Wie viele Familien könnten jetzt in glücklichen Verhältnissen leben, befinden sich aber in Not und Sorgen, weil sie zuviel außerhalb der eigenen Familie ihre Erholung und Freude gesucht haben? Das also ist die hohe Bedeutung der stillen Häuslichkeit für die Familie, in der uns die hl. Familie von Nazareth ein so schönes Beispiel ist. Gebe Gott, daß durch den Verein der hl. Familie diese Anschauungen sich immer mehr in allen christlichen Familien befestigen, unermeßlicher Segen wird daraus hervorgehen."

„Wie muß ich Ihnen dankbar sein, Herr Pastor, für die Abende, an denen Sie über einen solchen, auch für uns beide wichtigen Gegenstand uns so liebreich belehrten; ich bedauere, daß wir morgen wieder Ihr gastfreundliches Haus verlassen müssen, aber die Bitte dürfen Sie mir nicht abschlagen, Sie müssen mich noch in einigen Briefen über das Familienleben eingehender belehren." Der Herr Pastor versprach es und wenn die Frau Notar, die uns diese Unterredung mitgeteilt, so gut sein will, uns auch in die kommenden Briefe Einsicht zu gestatten, wollen wir sie gerne in unserem Sonntagsblatt, das ja auch ein Blatt für die christliche Familie ist und sein soll, veröffentlichen.

Zum 8. Dezember.

Am kommenden Dienstag feiern wir das Fest der unbefleckten Empfängnis Mariä, ein den Kongregationen, Marienvereinen, ja allen frommen Katholiken gar liebes Fest.

Wir wissen, um welch erhabenen einzigen Vorzug Marias es sich bei diesem Feste handelt. Infolge der Erbsünde, hineingeflochten in der Stammeltern Schuld treten wir, an unserer Seele befleckt, der heiligmachenden Gnade beraubt, ins Leben ein. In diesem Zustande sind wir kein Gegenstand des göttlichen Wohlgefallens. Erst die Taufe macht uns zu Gotteskindern.

Mit der Erbschuld als einem ganz allgemeinen Gesetze kommt Jeder auf die Welt. Dies Gesetz gilt für alle, hat gegolten von Adam bis auf Christus, von Christus bis auf uns und wird gelten bis zum jüngsten Tage.

Nur zwei Ausnahmen kennt dieses Gesetz: Christus und Maria, der Sohn Gottes und die Mutter Gottes. Christus selbstverständlich aus zwei Gründen: Einmal ist die menschliche Natur in Christus mit der göttlichen Natur auf das innigste vereinigt und deswegen Christus auch als Mensch über den leisesten Schatten der Sünde erhaben; dann aber ist seine Geburt aus der Jungfrau eine ganz wunderbare, der natürliche Zusammenhang mit Adam, dem ersten Menschen ist nicht wie der der übrigen Menschen.

Anders liegt die Sache bei Maria. Sie ist ein bloßes Geschöpf, wie wir, ein Kind ihrer Eltern, Joachim und Anna, wie wir Kinder unserer Eltern sind. Sie wäre auch wie wir an und für sich dem allgemeinen Gesetze der Ungnade, der Sünde und des Verderbens unterworfen gewesen.

Das aber wollte Gott nicht. Um der Verdienste Jesu Christi, seines Sohnes willen, wurde Maria — das ist das Wesen des Dogmas — vor jeder Makel der Erbsünde bewahrt.

Wir werden gereinigt von der Erbsünde in der Taufe. Marias Seele ward gar nicht von ihr befleckt; denn in dem Augenblicke, wo Gott ihre Seele schuf und diese nach der durch die Sünde Adams geschaffenen Lage bei der Vereinigung mit dem Leibe in die Sündenschuld hätte müssen hineingezogen werden, blieb sie durch Gottes Willen im Hinblick auf die künftigen Verdienste ihres Sohnes von jeder Schuld und Makel frei.

Es sind jetzt gerade 70 Jahre her, daß der hl. Vater Pius IX. durch die feierliche Erklärung dieses Dogmas einen herrlichen Juwel in die Krone gefügt, womit die Kirche im Laufe der Zeiten das Haupt der allerseligsten Jungfrau geziert hat.

Und so weit unsere Erinnerung reicht, und die reicht bei 78 Jahren gewiß weit, war in jedem Jahre an diesem Tage die Freude groß in den katholischen Gemeinden, wenn die Glocken zum feierlichen Gottesdienste einläuteten, groß in allen Kongregationen und Vereinigungen, die sich um Mariens fleckenlose Fahne scharten, groß in den Herzen so Vieler, die Mariens Namen trugen.

Wollen wir aber fragen, wie wir selbst am schönsten diesen Ehren- und Jubeltag der Unbefleckten feiern könnten, dann wüßte ich nichts besseres anzuempfehlen, als daß wir durch würdigen Empfang der hl. Sakramente an diesem Tage auch unser Herz zu einem reinen und unbefleckten machen.

Ein famoser Wirt.

Benedikt Leukhold, der Gastwirt vom goldenen Kranz in dem stattlichen Dorfe X war eine bekannte und beliebte Persönlichkeit. Stand er mit seinem runden Bäuchlein, den roten Backen im Gesicht, mit dem schwarzen Käppchen auf dem Kopfe in seiner Haustür, ward er von jedem Vorübergehenden gegrüßt und mit einem freundlichen Wort bedacht. Die Achtung verdiente er auch.

Er war selbst höflich und freundlich gegen jedermann, und was ihm besonders hoch angerechnet wurde, überaus wohltätig gegen die Armen; manche gedrückte Witwe, manch armer Kranker und manche kinderreiche arme Familie erhielt in seinem Hause kräftige Mittag- und Abendkost, und wo für gute Zwecke gesammelt wurde, hatte unser Benedikt immer ein offenes Portmeonnaie. Begreiflich, daß man den Kranzwirt gern hatte.

Er war aber nicht bloß ein guter Mensch und Christ, sondern auch ein famoser Wirt. Er hatte einen guten Tropfen im Keller, verzapfte ein vorzügliches Bier, und wer dazu ein Schnittchen verlangte, brauchte nicht erst die Brille aufzusetzen, um das Scheibchen Fleisch oder Käse darauf zu entdecken. Reich und arm kehrte bei ihm ein und ließ es sich gut sein in dem hübschen Gastzimmer und an den reinlichen Tischen.

Nur eine Sorte von Leuten sah er nicht gerne durch die Tür treten: Glaubensspötter, Possenreißer und Kirchenschwänzer. Den ersteren konnte er mit ruhiger Miene sagen: „Solche Unterhaltung, meine Herren, taugt hier nicht; mein Haus ist ein Christenhaus, und es sitzen auch noch andere werte Männer da, die solchen Diskurs nicht anhören wollen." Die so Abgefertigten leerten dann meistens beschämt und grimmig ihr Glas und verließen die Stube und schimpften draußen über den bigotten Wirt. Doch das focht diesen nicht an: er hatte und behielt das Herz auf dem rechten Fleck, auch denen gegenüber, die Zoten reißen wollten. „Reden wir etwas Gescheites", sagte er dann; „ich höre einen anständigen Spaß gerne an, aber wer ein schamloses

Maul hat, dem gebe ich lieber noch etwas, daß er draußen bleibe, denn euer ärgerliches Geschwätz schadet mehr, als euer Verzehr meinem Geldbeute noch."

Eines Tages trat ein feingekleidetes Herrchen in die Gaststube, schwätzte höchst unanständige Dinge und schwänzelte um das Dienstmädchen herum. „Reden Sie doch," lautete die beißende Zurechtweisung Benedikts, „wie es sich zu Ihren schönen Kleidern schickt, oder tragen Sie Kleider, die zu Ihren abscheulichen Reden passen?"

Einst trat ein rauher Bauer in die Stube, der in der ganzen Gegend durch seine lockeren Sitten in Verruf war. Gleich fing er an, Glossen und Zoten zu reißen. Schneidig rief der Wirt: „Macht die Fenster auf!" „Warum denn?" frugen erstaunt einige Gäste. „Damit die durch wüstes Geschwätz verpestete Luft wieder hinauskommt," lautet die Gegenrede des Wirtes. Polternd trollte der Bauer von dannen und hinter ihm her lichterten die Gäste, die dem stolzen Herrn diese Abfuhr von Herzen gönnten. Und wenn junge Burschen des Ortes gar Sonntags während des Gottesdienstes hereinkamen, sagte er einfach: „Macht, daß ihr wegkommt, es ist noch viel zu früh für einen Schnaps oder einen Schoppen. Gebet zuerst eurem Herrgott, was ihr ihm schuldig seid."

Selbstverständlich kamen keine glaubens- und kirchenfeindlichen Tagesblätter in sein Haus. Von einem Fremden gefragt, warum er nicht die und die Zeitung halte, sprach der Wirt ganz ruhig: „Was würden Sie tun, wenn Ihnen täglich Jemand ins Haus käme und Ihnen Grobheiten ins Gesicht sagte?" „Den würde ich hinauswerfen," sprach der Fremde. „Gerade so," erwiderte der Kranzwirt, „habe ich es mit diesen Zeitungen gemacht."

Was Wunder, daß alle anständigen Leute im goldenen Kranz gern zusprachen und die Wirtschaft zu den besten gehörte. Gottes Segen ruhte sichtbar auf des Kranzwirts Hause, seine Kinder waren wohl erzogen, ein Sohn war Priester und eine Tochter barmherzige Schwester, und auch die anderen Kinder waren und blieben seine Freude und fanden eine glückliche Versorgung.

Als beim hochbetagten Greise der Todesengel sich anmeldete, konnte er ruhig sein Haupt zum Sterben niederlegen. Und sein schönes Testament, in dem er eine große Summe für die Armen des Ortes vermacht, gab noch einmal Zeugnis von seiner Herzensgüte.

Eine zahlreiche Volksmenge gab diesem christlichen Familienvater, ehrenhaften Wirt und biederen Bürger das letzte Geleit. Viele Kränze legte man auf sein Grab, der schönste aber war von den Tränen und dem Gebete der Armen, denen er ein Vater gewesen, gewunden. Hätte Dorf und Stadt doch viele solcher Wirte!

Etwas von der Redekunst.

(Eine Plauderei.)

Unter Redekunst verstehen wir die Fähigkeit, unsere Gesinnungsweise oder unsere Ansicht über einen bestimmten Gegenstand durch geeignete Worte auch in anderen zu wecken, gleichsam den Strom unserer Gedanken und Empfindungen in sie hinüberzuleiten.

Daraus ergibt sich, daß die Redekunst neben der Feder das wirksamste Mittel ist, durch das wir unseren Ideen Ausdruck und Verbreitung geben, mit unserer Persönlichkeit auf einen kleineren oder größeren Kreis von Menschen einwirken können.

Da ist es nun begreiflich, daß bei jeder Art von Rede die innere Ueberzeugung, die volle innere Einheit des Redners mit dem Worte, das er spricht, die Hauptsache ist. Wo der Vortragende etwas sagt, was er selbst nicht glaubt, oder von etwas redet, das er nicht recht weiß, da fehlt ihm die innere Angeregtheit und gleichzeitig die geistige Sicherheit und Freiheit, die zusammen wesentlich den Redner ausmachen. Nur der Ungebildete oder der Parteimann hält vielfach schon den Schwätzer für einen guten Redner. Im Uebrigen wollen schon die Kinder wahre Geschichten hören. Man kann denken, wie die Leute gelacht haben mögen, als einmal ein Bürgermeister in der Schweiz, den das Volk wählte, seine Wahl, der eine Antrittsrede zu folgen hatte, mit dem größten Erstaunen aufnahm und mit den höchsten Versicherungen erklärte, an diese Ehre niemals im Traume gedacht zu haben, endlich aber, dem ungestümen Drängen seiner Mitbürger, wie er sagte, nachgebend, die Antrittsrede aus der Tasche zog und ablas.

Auch das oft von einem Redner gehörte: „Unvorbereitet, wie ich mich habe", ist in der Regel nicht so ganz wahr.

Manche Redner haben die üble Gewohnheit, vorzugsweise witzige Reden halten zu wollen, während sie doch von Natur aus nicht witzig veranlagt sind. Wer sich auf Witzemachen verlegen will, wie jener Professor, in dessen Kollegienhefte man auf einzelnen Seiten an den Rand geschrieben fand: „Hier pflege ich gewöhnlich einen Witz zu machen", der sollte es lieber bleiben lassen.

Hüten muß man sich auch, zu gewaltige Armbewegungen und Gesten zu machen. Ein Schnellphotograph kann den Beschauern einen großen Spaß machen, wenn er die schnell aufeinanderfolgenden Bewegungen, die ein temperamentvoller Redner mit Kopf, Händen und Füßen macht, in Filmbildern vorführt. Ein Hampelmann ist nichts dagegen.

Drollig ist folgendes Vorkommnis: Einmal hielt ein Politiker vor einer großen Versammlung eine begeisterte Rede, worin er in dem effektvollen Schlußpassus: „Gebt Raum, ihr Herren, dem Flügelschlage einer freien Seele", auf der Rednerbühne die Arme derartig gewaltig auseinanderschlug, daß das Volk unten vorsichtig in zwei Haufen auseinanderwich, um diesem bevorstehenden Ereignis mit mehr Beruhigung entgegensehen zu können.

Wie groß übrigens die Macht der Beredsamkeit sein kann, erzählt uns Franklin, der Erfinder des Blitzableiters. Er ging einmal in die Predigt des durch seine Beredsamkeit berühmten Whitefields. Er wußte wohl, daß derselbe am Schluß um Beiträge für ein Waisenhaus bitten würde, hatte sich aber fest vorgenommen, nichts zu geben. Im Laufe der Predigt aber beschloß er zuerst bei sich, das Kupfergeld, das er bei sich hatte, zu geben, dann kam das Silber daran und zuletzt auch das Gold. Ein anderer, ebenfalls nüchtern Gesinnter, hatte vorsichtiger Weise überhaupt kein Geld mitgenommen, bat nun aber, hingerissen von den Worten des Predigers, seinen Nachbarn um ein Darlehen, das ihm jedoch dieser, der Einzige von den in der Predigt anwesenden Amerikanern, mit der Bemerkung verweigerte, es scheine ihm im Augenblick Jedermann nicht recht bei Verstand zu sein.

In welche Nervenspannung übrigens ein begeisterter Redner die Zuhörer bringen kann, hat einst der als Prediger in ganz Deutschland berühmte Dominikanerpater Bonaventura erfahren. Er predigte in Düsseldorf vor einer zahlreichen Damenwelt in der hl. Fastenzeit über das Leiden Christi. Als er nun in einem der Vorträge die Worte aus der Leidensgeschichte anführte: „da zerriß der Hohepriester sein Kleid", griff er zufällig mit der rechten Hand nach seinem weißen Ordensgewande. Und was denkt man wohl, die ganze Versammlung meinte bei diesem Griff ein Knistern zu vernehmen, wie, wenn wirklich ein Kleid zerrissen würde.

Was das begeisterte Wort des Papstes Urban auf der Synode von Clermont: „Gott will es", für die Entfachung der Begeisterung zum ersten Kreuzzug gewesen, der sofort zum Schlachtruf wurde, erzählt uns die Geschichte.

Den alten Griechen und Römern galt die Beredsamkeit als die regina artium, „die Königin der Künste", ja als die „Lenkerin der Herzen und die Königin der Welt."

Neben der Feder ist die Macht der Rede rücksichtlich der Wirkung auf das Denken und Handeln der Menschen die größte; aber eines muß auch von der Macht der Rede noch gesagt werden:

Ein beredter Mund
Hat oft viel gekunnt,
Manchmal zum Verrichten,
Manchmal zum Vernichten.

Abendlied.

Nun schlafen die Vöglein im Neste, — Nun schlummern die Blüten am Strauch, — Und unter dem Himmel die Weste, — Horch, horch, sie ruhen nun auch.

Nur droben, da wachen die Sterne — Und singen ihr ewiges Lied, — Das, hallend aus endloser Ferne, — Leis' über die Erde noch zieht.

Und der da von Anbeginn lenket — Das ganze schimmernde Heer, — Auch deiner liebend gedenket, — Du gilfst ihm ja noch viel mehr.

Der segnet die Vöglein und Blüten — Und leitet der Winde Hauch, — Der wird auch dich wohl behüten, — So ruh' in Frieden nun auch!

Vom Heimweh nach dem Himmel.

Es ist bekannt, daß alle Bergvölker mit der innigsten Liebe an ihren Bergen und Tälern hängen. Wenn sie ausgewandert sind in Land und Ebene, haben sie dort keine Ruhe. Ob es ihnen in der Heimat auch viel dürftiger und kümmerlicher ergehe, es zieht sie wieder dahin zurück. Das ist ihr Heimweh.

Auch wir Christen sind ein Volk aus der Höhe. Hier sind wir im Flachlande der Fremde. Müßten wir nun als wahre Christen nicht auch Sehnsucht fühlen nach der ewigen Heimat? Wie ist es denn da mit dir, lieber Christ? Freust du dich auf die Stunde, wo der himmlische Vater dich heimruft?

Wie viele, auch recht fromme Christen, werden, wenn sie die Wahrheit sagen wollen, antworten müssen: „Nein, ich habe von solchem Heimweh noch nichts erfahren, im Gegenteil, es graut mir vor der Stunde, wo ich die Erde verlassen und durch das dunkle Tor des Todes schreiten muß."

Es gibt andere, die reden wirklich von Sterbelust. Wenn der Mühen des Lebens viele sind, wenn die zu tragende Bürde der Sorgen schwer wird, dann hört man wohl manchen sagen: „Ach, ich wollte, der Tod käme und spannte mich aus, ich sehne mich fort aus diesem Jammerleben." Aber ist das wirklich das Heimweh? Nein, es ist keine Sehnsucht nach Gott, sondern nur der Wunsch, ihrer Last ledig zu werden. Es ist auch selten ein tieferer Ernst in einem solchen Seufzer. Unwillkürlich denkt man da an die Fabel von jenem Alten, der unter einer Bürde Holz, die er nach Hause tragen wollte, mühsam dahinwankte. Er setzte sich auf einen Stein am Wege, legte die Last neben sich, schlug die Hände zusammen und seufzte: „Ich wollte, es käme der Tod."